

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tautzstr. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anserte werden die 5gespaltene Zeilzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tautzstr. 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Schwarze Demagogie.

Leipzig, 7. März.

Die Kolonialpolitik des Reiches hat durch die Verweigerung der Mittel für die sogenannte Usambara-Bahn einen schweren Stoß erlitten, und der Reichstag hat mit diesem Beschluß eine Bahn betreten, von der wir nur wünschen können, daß er sie auch weiter innehalten möge. Speziell die Sozialdemokratie ist sonst für Ausdehnung und Hervollkommnung der Verkehrsmittel stets zu haben, deren umgestaltende Wirkung sie kennt und von denen sie erwartet, daß sie bei allen Mängeln von heute doch ein gutes Teil dazu beitragen werden, Veraltetes und Ueberlebtes zu beseitigen und eine bessere Zeit anbahnen zu helfen. Aber wir bedürfen zunächst der Ausbildung des Verkehrswezens noch im eigenen Lande, wo ein brutales und heutigetieriges Agrarierthum den modernen Verkehrsmitteln mißtrauisch oder gar feindselig gegenübersteht, weil diese die Massenflucht der Landproletarier aus dem „Sinkergaradies“ erleichtern und so jene „Arbeiternot“ hervorbringen helfen, welche die Herren Großgrundbesitzer auf dem Lande manchmal zu kleinen Lohnerhöhungen zwingt — gewiß eines der größten Verbrechen, das an dem patriarchalischen Junkertum begangen werden kann. Diese Thatfachen allein können genügen, um die Sozialdemokratie zu bewegen, die Mittel für koloniale Eisenbahnen abzulehnen, während die Junker, die daheltn verkehrsfeindlich sind, für diese Eisenbahnen stimmen. Aber es giebt noch viele andere und sehr gute Gründe, die uns gegen die kolonial-Eisenbahnen-Stellung nehmen lassen. Diese werden lediglich im Interesse der Plantagenbesitzer gebaut. Da sollte die Ostafrikanische Gesellschaft das Unternehmen doch selbst bestreiten. Aber unsere Großkapitalisten, so ungeschlacht sie manchmal sonst auftreten, haben ein sehr zartes Gefühl für die Rentabilität eines Unternehmens. Der verstorbene Abgeordnete Siemens, ein Haupt der Finanzoligarchie in Deutschland, meinte, auf solche Bahnen sich einzulassen sei das Privatkapital zu vorsichtig. Und da sollten nun die Steuerzahler herangezogen werden in einer Zeit, da die Reichszinssanzen an einem großen Deficit krankt! Ostafrika hat zwar eine alte Kultur, aber wenn man in den 17 Jahren, seitdem es unter dem Schutz des Reiches steht, dort deutscherseits nicht die geringsten Erfolge hat erzielen können, trotzdem viele Millionen verausgabt worden sind, dann ist es doch wohl in den Augen wacher Optimisten endlich weit genug gekommen, daß man an eine Umkehr denken muß. Die meisten Kolonialschwärmer sind wirklich nicht leicht zu dieser Einsicht zu bringen. Auch herrschen oft die verschrobensten Anschauungen über die

klimatischen und anderen Zustände in den Kolonien vor. Ueber Ostafrika sind sich die Gelehrten ziemlich einig in der Ueberzeugung, daß auch die gesündesten pommerschen Bauern das Klima daselbst nicht lange vertragen können; nichtsdestoweniger wurde im Reichstage die Ansicht ausgesprochen, man solle in Ostafrika Bauernhöfe statt Pflanzungen anlegen. Welcher Bauer soll denn so dumm sein, sein Vermögen und seine Gesundheit auf einem ostafrikanischen „Bauernhof“ aufs Spiel zu setzen?

Die Ostafrikanische Gesellschaft hat für ihr Gebiet im vorigen Rechnungsjahr einen Reichszuschuß von 5 260 000 Mk. erhalten und 1 790 000 Mk. an Zöllen eingenommen. Dabei wohnen auf dem beinahe eine Million Quadratkilometer umfassenden Gebiet im ganzen etwas über 1100 Europäer, und unter diesen befanden sich 1900 nur 872 Deutsche. Das ist das Resultat einer Besiedlungsarbeit von mehr als 15 Jahren. Die Schutztruppe bestand aus 176 Deutschen und 1692 Farbigen im Jahre 1901; dazu kommt aber noch die Polizeitruppe mit 20 Deutschen und 40 farbigen Unteroffizieren und 530 farbigen Mannschaften. Und dieser große Apparat ist erforderlich, um einen Handel mit dem deutschen Zollgebiet zu schüßen, der an Einfuhr und Ausfuhr kaum so viel an Wert beträgt, als das Reich zuschießen muß. Eine solche Kolonie ist in alle Zukunft aussichtslos; eine kleine, aber teure Eisenbahn kann daran auch nichts ändern.

Wohin soll man mit dieser Kolonialpolitik kommen, wenn bei dem schlechten Stande der Finanzen so weiter gewirtschaftet wird? Deutsch-Südwestafrika hat im vorigen Rechnungsjahr über 9 Millionen, Kiautschou beinahe 11 Millionen Reichszuschuß erfordert; bei Deutsch-Südwestafrika betrug der Wert der Ausfuhr und Einfuhr ungefähr ebenso viel, als der Reichszuschuß, bei Kiautschou die Hälfte. Und da kommt man immer noch mit neuen Zauberbildern von einem künftigen „Aufschwung“ der Kolonien und verlangt immer mehr Ausgaben für diese sterilen Landstriche in einer Zeit, da der Schatzsekretär von neuen Steuern spricht!

Der Reichstag hat recht gethan, daß er endlich ein halt rief. Freilich ein schwaches, denn im übrigen wird die Kolonialpolitik in der bisherigen Weise vorläufig weiter gehen.

Das Centrum hat diese Entscheidung herbeigeführt, obschon sich der Oberkolonialschwärmer Prinz v. Arenberg in seinen eigenen Reihen befindet. Seit einiger Zeit wurde in den Centrumsblättern der schärferen Tonart gegen die Kolonialexzeret des Prinzen entschieden Front gemacht. Es wurde ausgesprochen, daß man den deutschen Steuerzahlern keine besondere Belastungen aufbürden dürfe wegen der

besonderen Liebhabereien des Prinzen und seiner engeren Freunde.

Die Wirkung dieser Umkehr ist an sich sehr erfreulich; sie muß aber genommen werden als das, was sie ist, als ein taktischer Schachzug des Centrums, der für dessen spätere Haltung in dieser Frage keineswegs maßgebend bleiben wird. Hier sieht man die Furcht des Centrums vor den Wählern. Die Neuwahlen rücken in drohender Nähe und die „Bewilligungssportel sans phrase“ sieht sich nun genötigt, ihren verblähten Nimbus aufzuklären, indem sie etwas in „Opposition“ macht. Die Manöver mit dem Jesuitengesetz ziehen nicht mehr recht; es müssen schon andere Posen angewendet werden. Zwar meinen es die Herren mit der Bekämpfung der Kolonialpolitik auch nicht allzu ernst. Sie könnten ja, wenn sie wollten, der ganzen Kolonialpolitik den Garauß machen; die Linke würde sie dabei unterstützen. Aber das fällt ihnen gar nicht ein. Sie streichen nur die Mittel für die Usambara-Eisenbahn, einen Posten von anderthalb Millionen. Dann wird in den Blättern das bekannte große Geschrei erhoben; das deutsche Volk kann wieder einmal sehen, wie nur die Centrumpartei es ist, welche seinen Geldbeutel behütet und welche im Staatshaushalt jene weise Sparsamkeit walten läßt, die von anderen Parteien versprochen, aber nicht innegehalten wird. Wegen der anderthalb Millionen Abstrich sollen die Wähler vergessen, daß das Centrum Hunderte von Millionen für die Schlachtslotte bewilligt und die Ausgaben so gesteigert hat, daß man den Tabak und das Bier höher besteuern will, um den Ausfall zu decken; sie sollen vergessen, daß das Centrum die ganze bisherige Lebensmittelvertenerungspolitik mitgemacht hat und daß es sich jetzt den Brotwucherern angeschlossen hat; sie sollen die Gefahr übersehen, die von den vom Centrum unterstützten Junkern droht. Ob sie das thun werden? Zum guten Teil schon; aber bei einem großen Teil werden diese abgedrohtenen Demagogenkünste nicht verfangen. Man streicht die berühmte Korvette K und man bewilligt dafür die Schlachtslotte; man streicht die eine Million und bewilligt dafür dreihalf andere zu demselben Zweck — das ist denn doch auch für sozialdemontane Wähler ein wenig zu durchsichtig.

Nur die Nähe der Wahlen ist maßgebend. Wenn diese vorüber sind und das Centrum hat seine Position wieder behauptet, so daß die Entscheidung abermals bei ihm liegt, dann wird die Usambara-Bahn bewilligt werden, und zwar so sicher, als zwei mal zwei vier ist. Wenn die Regierung sich noch liebevoll der katholischen Missionare anzunehmen auch nur verspricht, dann wird die Eisenbahn mit Hurra

Seuilleton.

Manuskript vorbehalten.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wieb.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Und zweimal lief der Dichter auf allen Vierern durch die Flügelthür aus und ein! — Und klar und laut perkten die Verse über seine Lippen. Seine schwärzende Stimme wurde tief und volltönend. Man erlebte alles mit ihm. Man sah die dunklen Tiefen des Herzwaldes. Sah die Vogelstirne sich über ihr Bente wärzen, sah, wie sie sie mit ihren vielgelentigen Armen packte, festhielt, auszog, von sich spie — — und die Erregung steigerte sich zur Ekstase, als der Dichter endlich, unter dem Tisch heraus, unter den er jetzt gekrochen war, diese letzten Zeilen in das Publikum schleuderte:

„Und also,
Vogelstirnegleich,
In ihrem wirbelnden Faden
In dem dunklen Herwald —
Hängt meine Seele
Ansam,
Verlassen,
Allein
In dem schwindelnden Raum
Zwischen den segelnden Welten
— Wo die Sonne nicht scheint,
Wo der Wind nicht weht —
Und greift mit den Armen,
— Leer,
Inhaltlos,
Hungert —“

Greift und verzehrt
Der Menschheit Theorien,
Der Menschheit Gebanken,
Und prüft sie und schleudert sie von sich:
Vergebens, Vergebens!
Und schreit,
Wie Millionen vor mir
Und nach mir,
Und bittet
Nehend
Um Licht,
Um Klarheit,
Um Deutung,
Um Lösung,
Erklärung,
— O, du Venker der Welten! —
Von des Weltalls großem, schwerem
Preiserebus!“

Als er sein Gedicht mit einem Schrei, einem Notruf geendet hatte und wie eine Leiche ausgestreckt unter dem Tische lag, da lag auch Samuelsjöding zu Henri de Madfens Füßen.

Der Saal war gelüftet. Man hatte unten in dem Zummelplatz der Fressjüde ein stärkendes Abendessen eingenommen, und jetzt sollte getanzt werden.

An den Wänden entlang saßen die verheirateten Damen steif und keuzengerade in ihrem Puz und ihrer Fräuentwürde. Die Toiletten wurden einer sachkundigen Kritik unterworfen. Und hätte man sich gegenseitig bis auf das Unterzeug untersuchen können, man hätte es sicherlich gethan.

Die Bürgermeisterin Mejerzen schritt an den Reihen entlang. Sie trug ein stahlgraues, seidenes Kleid. Und

huldseelig herablassend nickte und lächelte sie nach allen Seiten.

„Das hat sie zu ihrer silbernen Hochzeit bekommen!“ flüsterte Frau Strömer Liebse die Frau Mürschner Gatteras zu. (Sie meinte das Kleid.) „Es ist fünf Jahre alt. Das kann man auch am Schnitt sehen!“

Und Frau Gatteras flüsterte zurück: „Ja, und großer Gott, wie sie sich kröpft! — Wir leben doch wirklich unter einer freien Verfassung!“

Oben auf der Bühne hatte die Musik die Stelle des Dichters eingenommen und begann jetzt, die Violinen zu stimmen. Die Jugend sah erwartungsvoll aus. Die Herren standen rechts, die Damen links aufgestellt. Aber man warf feurige Blicke quer durch den Saal.

Der stille-kille-Gutsbesitzer Heimann kam blond, lächelnd und abgehärtet durch die Thür, die zu den Restaurationslokalen führte. Er hatte Frau Oppermann am Arm.

„Bitte zu engagieren, meine Herren!“ rief er und klatschte in die behandschuhften Hände. „Bitte zu engagieren!“

Und sofort stürzten die Männlein zur Rechten sich über die Fräulein zur Linken. Es entstand eine große Verwirrung von Schwarz- und Weiß.

„Einen Marsch, Herr Callesen, s'il vous plaît!“ rief der Gutsbesitzer zur Musik hinauf.

Und Herr Callesen stimmte den Hochzeitsmarsch aus dem „Sommerachtsstraum“ an.

„Ach!“ seufzte Wulfdine, die ganz nahe an der Thür in einer Ecke saß. — „was für eine Musik, Manuel!“

„Wünscht man zu tanzen?“ fragte Thomson galant. Er war im Diplomatenrod und weißen Handschuhen.